

# Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 18

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642267>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ein Mann

ohne

# EHRE

Roman  
von  
Lisa Wenger

## 14. FORTSETZUNG

Die Uhren schlugen und tckten. Seiler schenkte immer wieder ein, und alle tranken von dem topasfarbenen Wein. Er half keinem von den dreien. Die Last war allzuschwer, und die Minuten rückten langsamer vor als sonst, schienen still zu stehen.

«Ich muss auf die Post», sagte Othmar plötzlich und erhob sich schwerfällig.

«Schön, fahren wir», rief wie erlöst Doktor Seiler. Sie liessen die Gläser halb voll stehen und gingen. Bé fiel eine Last vom Herzen.

Das kann man ja nicht aushalten, dachte sie. Und morgen... Sie begann wieder zu weinen. Sie warf es sich vor, dass sie sich erleichtert fühlte, nachdem Othmar gegangen. Schön ist das nicht von mir. Der geht dem Zuchthaus entgegen, und ich will seine Angst nicht ein paar Stunden mit ihm tragen? schalt sie sich. Wenn sie wiederkommen, werde ich fröhlich sein und ihm zu helfen versuchen.

Als sie nach einiger Zeit — sie war kurz bemessen, die Pause — das Auto wieder vorfahren hörte, ging sie hinaus und nahm ihr Gesicht in acht.

«Es ist nichts gekommen», sagte Seiler. Ruscht sah hoffnungslos aus. Seine Stirne verriet einen Abgrund von innerer Dunkelheit.

Man erging sich im Garten. Später wurde das Abendbrot aufgetragen. Bé gab sich viele Mühe, und es kamen wenigstens Gespräche zustande.

Sie erzählte von den Brüdern, von den Kindern, von ihren Vögeln, kleinen Exoten mit entzückend rot punktiertem Gefieder und roten Schnäbelchen. Vom Mosaikzeisig, einem reizenden Tierchen mit metallenen schimmernden Federchen, der wie ein Engelchen sang. Ruscht nickte, sagte auch wohl etwas, aber jeder fühlte das Schwert über ihm, das ihn schweigsam machte. Und zwischen all dem Plaudern und mühsamen Lachen, und trotz ihres Mitleides, ging es Bé durch den Kopf: Ein Dieb. Othmar Ruscht ein Dieb.

Wenn das die Mutter wüsste!

Der gepeinigte Mann bat noch einmal darum, auf die Post fahren zu dürfen.

«Oder», fiel ihm plötzlich ein. Dürfte ich nach Zürich telefonieren?»

«Gewiss. Kann ich es für Sie tun?» fragte Doktor Seiler. «Wenn Sie es mir abnehmen wollen, bin ich Ihnen dankbar.» Er nannte die Nummer Erich Frohmanns und das Telephon schrillte. Es dauerte lange, bis die Antwort kam.

Seiler nannte seinen Namen und fragte, ob Herr Frohmann Auskunft geben könne, die Sache des Herrn aus Zürich betreffend?

Man werde sich sofort danach erkundi-

gen, vermittelte das Telephon. Einen Augenblick blieb die Stimme aus.

Die Erwartung war unerträglich. Ruscht war totenblass geworden.

«Sind Sie noch da? Vor wenigen Minuten sei die Nachricht durch die Polizei an den Staatsanwalt gelangt, dass die Klage des Ortes Kirchlingen eingereicht worden sei. Morgen um zwölf Uhr sei die Frist eines sich freiwillig Meldenden abgelaufen. Der Betreffende tue wohl am besten, anderntags mit dem ersten Zug Basel zu verlassen, sich zu seinem Hause in Zürich zu begeben, um da zu ordnen, was er zu ordnen habe, und sich dann zur Polizei zu begeben, Zimmer Nr. 19, 1. Stock. So sagte mir Onkels Freund. Dieses Moment verschaffe einem Angeklagten mildernde Umstände. Sollte sich der Betreffende nicht zur Zeit einfinden, wird er durch Polizisten abgeholt und begleitet werden.» Seiler hing ab. Grüsse an Othmar Ruscht hatte der Treueste der Treuen nicht aufgegeben.

Es blieb still nach dem Zwiegespräch. Jeder hatte es verstanden und begriffen, um was es sich handelte. Seiler vermochte kaum, es mitzuteilen, so hatte es ihn erschüttert. Ruscht erhob sich von seinem Lehnstuhl, hielt sich mit beiden Händen fest und verbeugte sich dankend ein wenig.

Bé stand auf und ging hinaus. Sie schluchzte in ihrem Zimmer. Doktor Seiler sprach mit möglichst ruhiger Stimme zu Ruscht und richtete allerlei Fragen an den schon Verurteilten, und er antwortete. Wiederum holte Robert Seiler Wein. Dann sprang er die Treppe hinauf und holte Beatrix wieder hinunter. Sie musste helfen, diese Stunde zu tragen.

Er schenkte Wein ein, er stiess an, er sagte: «Ruscht, alles geht vorüber...»

«... und auch du», beendete Othmar den Vers von Albert Welti und fragte dann plötzlich: «Kennen Sie sein Bild, auf dem ein Verstorbener eine Treppe hinuntergetragen wird, begleitet von den Penaten, die den Sarg umschweben? Der Rahmen trägt die Worte: Mit dem Toten ziehen Geister aus — Die im Leben ihm den Becher reichten — Oed und leer ist nun das Haus — Ohne Sang und ohne Leuchten.» Seine Stimme brach.

«Ruscht, es ist keiner verloren, der den Mut nicht verliert, Nehmen Sie sich zusammen. Wenn es uns gelingen sollte, Ihnen dabei zu helfen, Ihnen überhaupt zu helfen, irgendetwie, wäre uns das eine Beruhigung.»

Ruscht antwortete nicht, Bé fragte sich, wie man solche grausame Stunden aushalten könne? Wenn er schlafen könnte. Oder sich zerstreuen, oder ausgehen.

«Othmar», sagte sie, «lesen Sie uns etwas vor. Sie wissen, wie gerne ich Sie lesen hörte. Ich werde daran denken, wenn Sie fort sind. Tun Sie mir das zuliebe.»

Er besann sich keinen Augenblick, stand auf und holte das eine der drei Bücher, die er stets bei sich führte.

«Ich will Ihnen mein liebstes Gedicht lesen», sagte er und öffnete den Band.

Füllest wieder Busch und Tal — Still mit Nebelglanz —

Lösest endlich auch einmal — Meine Seele ganz —.»

Er las die Verse mit ganz leiser Stimme. Er las so schön, und mit solch wunderbarem Ausdruck, dass Beatrix und Robert tief ergriffen waren. Als er geendet, stand er auf und streckte seine Hand aus.

«Ich danke euch beiden für eure Barmherzigkeit», sagte er und ging.

Die beiden Zurückgebliebenen hörten nicht mehr lange seine schweren und beladenen Schritte.

«Morgen um diese Zeit ist er im Gefängnis», sagte Bé und weinte zum dritten Male um den Mann, den sie nicht hatte lieben können. —

Um sechs Uhr früh klopfte Seiler an Ruschts Türe.

«Es ist sechs Uhr. Halb sieben fahren wir zum Bahnhof.» Es kam keine Antwort.

Als der Wagen vor dem Hause stand, kam Ruscht die Treppe herunter, einem Toten gleich. Zusammengefallen, am ganzen Körper zitternd, schwankend, Er sagte kein Wort. Auf dem Bahnhof konnte er kaum gehen. Seiler nahm seinen Arm. Er stützte ihn beim Einsteigen. Er half ihm. Es wurde nichts mehr gesprochen. Ein Händedruck. «Mut», sagte Seiler. «Verlieren Sie den Mut nicht. Alles geht vorüber...»

Die qualvolle Eisenbahnfahrt dauerte lange. Die Aepfelchen an den Bäumen, die Wiesen wieder voll bunter Blumen, bereit zur zweiten Mahd, die Aehrenfelder mit den gelben Flecken des roten Mohnes, die gelassene Bläue des Himmels, alle redeten nur eine Sprache. Sie alle nahmen Abschied von dem Manne, der langer Gefangenschaft entgegen ging. Sie grüssten, warm von der noch heissen Sonne, duftend, reich und reif. Er grüsste nicht wieder. Er sah sie kaum. Seine Augen waren trübe. Wald und Wiesen flogen an ihm vorüber. Auf den Telephondrähten sassen die Schwalben in langen Reihen, feierlich und winzig. Die kleinen Blumen am Wege, die Dunkelheit der Wälder, aus denen würziger, kühler Atem ausging, der schäumende Rhein, an dem der Zug donnernd vorüberflog, das alles tat ihm nur weh, presste ihm das Herz zusammen. Ihm graute.

Es ist ein unaussprechliches Elend, gleich einem Tier eingesperrt zu werden. Furchtbar ist es, ausgewiesen zu sein von den Menschen. Aber über alles schwer ist es, fürchten zu müssen, die Liebe seiner Kinder zu verlieren.

Als Othmar Ruscht auf dem Passionsweg seiner Gedanken diese Station erreicht hatte, verlor er Haltung und Kraft. Er musste sich in den langen Gang flüchten. Scheue Blicke streiften den Mann, der, sein Gesicht an die Scheiben gedrückt, Stirne und Augen wischte.

Rheinfelden—Stein—Brugg—Baden—Zürich. Der Zug hielt. Ruscht wartete und blieb zurück. Er zögerte auszusteigen, er



blieb immer wieder stehen und brachte es nicht über sich, aus der Halle ans Licht zu treten.

«Ruscht!» sagte eine bekannte Stimme. Er fuhr zusammen. Frohmann stand da. Er hatte bereut, dass er dem Manne den er sehr verehrt, keine Grüsse geschickt hatte. Was ich an ihm verehrte, ist noch da, dachte er.

«Ich wollte Sie begrüßen», sagte er. «Ich wollte fragen, ob ich Sie begleiten sollte. Bis zu Ihrem Hause, oder weiter, wenn Sie wünschen...?»

Ruscht sagte nein und dankte dem Grossmütigen.

«Ich muss allein gehen. Ich muss meinen Söhnen Lebewohl sagen.»

«Leben Sie wohl, Ruscht. Verlieren Sie den Mut nicht», sagte auch dieser Freund. «Und nachher — nachher fangen Sie anderswo ein neues Leben an.» Er rief nach einem Wagen und gab die Adresse Ruschts an.

«Und noch etwas, Othmar Ruscht. Ich weiss, dass man Sie erwartet. Wenn... Ich werde auf die Stunde, die man mir andeuten liess, dort sein. Auf der Polizei!», fügte er hinzu.

«Ich danke Ihnen, Frohmann.» Er stieg ein und fuhr davon. Mit geschlossenen Augen erlitt er den gewohnten Weg. Während er vor dem Gartentor das Geld für den Wagenführer heraussuchte, studierte er die eiserne Inschrift über dem Tor: «Me lo fumo? Das verstehe ich nicht.»

Aber Ruscht gab keine Antwort. Langsam, als gehe er hinter einem Sarg, durchmass er die Allee. Er öffnete und schloss die Haustüre, ohne jemanden zu begnügen. Auf seinem Zimmer ruhte er sich einen Augenblick aus, ging ins Badezimmer, wusch sich und legte die Seife an ihren gewohnten Ort zurück. Er nahm das Handtuch vom Ständer und trocknete sich ab. Er wechselte seine Kleider und tat alles wie schlafend, denn wach hätte er es nicht ertragen. Dann ging er hinunter und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Nini Möller sass da und schrie laut auf, als sie Othmar sah.

«Was ist geschehen? Bist du krank?» Sie wollte ihn umarmen, wie sie es gewohnt war. Er wehrte ab.

«Nini, ich kann es dir nicht ersparen, du musst es wissen: In einer Stunde ungefähr muss ich mich auf der Polizei melden.» Sie glaubte nicht richtig gehört zu haben.

«Wie sagtest du?»

«Wie du es verstanden hast», sagte er und hielt sich an dem englischen Schrank fest, neben dem er stand.

«Ach Gott im Himmel!» Ihr Gesicht drückte das furchtbare Entsetzen aus, das sie empfand. «Othmar, ach Gott, das kann nicht sein... das ist ja... dann erfährt es ja die ganze Stadt.» Sie fiel auf das Sofa und drückte ihr Gesicht in die Kissen. Sie weinte laut.

«Nini, um 11 Uhr muss ich fort. Lass die Kinder holen...» Nun fuhr sie auf.

«Die Kinder! Und du vernichtest ihr Leben. Um deinetwillen werden sie verfehmt sein. Einen Dieb haben sie zum Vater, einen, der im Gefängnis war. Du Schändlicher, du Schändlicher...» Sie schrie so laut, dass die Frau Meier kam, um zu fragen, was es gebe. Da sah sie den Mann stehen, den sie so weit weg glaubte.

«Was, Sie sind da, Herr Doktor? Ja, was

hat's denn gegeben? Sie sehen ja aus wie das Leiden Christi.»

«Sie werden später alles von meiner Frau erfahren, was Sie wissen möchten. Holen Sie die Kinder aus der Schule, ich muss fort und will ihnen... kurz, holen Sie sie bitte.»

«Das hat es gegeben, dass er ins Zuchthaus muss», schrie Nini. «Ins Zuchthaus, und dass die Kinder...» Ruscht nahm ihr Handgelenk und hielt es fest.

«Sei ruhig, Nini. Es ist nicht der Augenblick, dich zum Gespött zu machen. Nehmen Sie sich ihrer an, Frau Meier. Ich muss fort. Helfen Sie ihr beim Wegziehen. Das Geld dazu lasse ich Ihnen da.» Er nahm seine Brieftasche heraus und legte sie in ihre Hand. Sie sah ihn an mit Augen, die wohl ihr Entsetzen spiegelten; aber auch ihr Mitleid.

«Also ist es wahr?»

«Es ist wahr.» Er machte eine Bewegung, die ihr andeutete, dass sie gehen sollte. «Die Kinder, bitte.» Sie ging. Unter der Türe stand sie still.

«Es wird nicht so schlimm werden wie es jetzt aussieht. Da ist schon mancher hinein- und wieder hinausgegangen und hat sich ein neues Haus aufgebaut. Das nimmt nicht jeder so schwer wie Sie, Herr Doktor.» Sie schüttelte ihm die Hand. Man hörte sie die Treppe hinunter poltern.

Ruscht nahm seine Uhr, seine goldenen Manschettenknöpfe, sein ebenfalls goldenes Zigarettentui, seinen Bleistift, alle die Requisiten, die ihm zu seinem Aufstieg verholpen hatten, und legte sie auf den Tisch.

«Verkaufe das alles. Verkaufe, was du hast. Wende dich an Frohmann, der wird dir helfen. Und bestelle den Wagen auf halb zwölf.» Er hörte sie anläuten, nachdem sie, ohne zu antworten, gegangen war. Ruscht ging in sein Studierzimmer nebenan, nahm ein Federmesser und trennte den goldfarbenen Bezug des Kissens los, faltete ihn liebevoll und steckte ihn in die Tasche. Dann ging er zu den Büchern und nahm da eines aus der Reihe und da eines. Er nahm Abschied von ihnen. Nini kam zurück und blieb unentschiedig stehen.

«Du könntest mich wenigstens um Verzeihung bitten», sagte sie.

«Ich bitte dich um Verzeihung, Nini. Und ich danke dir für viele gute Stunden, die deine Freundlichkeit mir geschenkt hat. Und, Nini, wenn die Kinder kommen, lass sie mit mir allein, ich bitte dich herzlich. Nur fünf Minuten. Schicke sie gleich zu mir, sprich nicht vorher mit ihnen. Willst du?» fragte er demütig. «Und jetzt wäre ich gerne allein.» Er nahm ihre beiden Hände. «Sie sind fleissig gewesen für mich.» Er streichelte sie. «Geh zu deiner Mutter. Lass die Kinder fröhlich sein. Und wenn es möglich wäre, lass niemand mich vor ihnen beschimpfen.»

Er führte sie, leise drängend, hinaus. Er hörte sie weinen und gedachte der Tränen Beatrix', die ihre schönen Augen gefüllt hatten. Um seinetwillen. Um seiner Not und Schande willen, nicht aus Liebe.

Abschiedsbriefe hatte er keine zu schreiben. Wer will Briefe eines Verurteilten? Er machte ein paar Notizen, Leitfaden für Nini, für ihre Zukunft. Dann sass er da und sah sein Leben wie eine Landkarte vor sich. Alles übersah er: Königsberg — Basel — Zürich — das Zuchthaus. Und wiederum: die Mutter — Beatrix — Nini Möller. Ein wimmelndes



In der Eingangshalle des Kunstmuseums in Bern kann man gegenwärtig ein wundervolles Chorfenster bewundern, das für die Kirche von Rapperswil im Kanton Bern bestimmt ist und von Kunstmaler Paul Zehnder entworfen wurde. Die Ausführung besorgte der bekannte Glasmaler L. Halter in enger Zusammenarbeit mit dem Künstler. Es bleibt zu wünschen, dass dieses prächtige Fenster mit seinen leuchtend warmen Farben, während vielen Generationen die Kirchgänger erfreuen wird.



Heer von Freunden. Und hervorragend wie die Berge ein paar Gestalten: Frau Susanna, der Präsident Usteri, Erich Frohmann. Er sah sich und seinen Weg, den roten Faden, der sich durch sein Leben zog, hinauf, hinab sich schlängelnd, zwischen Gelände und Klippen, sah sich stürzen . . . und jetzt den Abgrund, die Dunkelheit. Er schloss die Augen, zu Tode ermattet. Halb wachte er, halb schlief er. Und plötzlich hörte er die Kinder kommen.

«Vater, Vater!» Jubelgeschrei.

«Ja, ich komme.» Er zog den Riegel zurück. Sie sprangen an ihm hinauf, sie gingen ihm am Hals, und er drückte sie an sich. Sie fragten, sie wollten erzählen.

«Ich kann euch jetzt nicht anhören, ich muss fort.»

«Wohin, warum?» schrien die enttäuschten Buben.

«Ich muss euch etwas sagen, das mir schwerer fällt, als wenn ich jetzt sterben müsste. Aber ich will nicht, dass ihr es von andern hört, und ich will nicht, dass ihr werdet wie ich bin.» Mit grossen Augen sahen sie ihn an.

«Ich muss euch sagen, dass ich ein schlechter Mensch bin.»

«Nein», schrie Roland, «das ist nicht wahr, Vater!» Othmar legte seine Hand auf des Sohnes Schulter.

«Du bist alt genug, Roland, vielleicht auch du, Walter, um zu begreifen, was es für mich ist, euch einzugestehen, dass ich mich bei der Polizei melden muss. Euch das zu sagen, fällt mir so schwer, dass ich viel lieber sterben möchte. Aber ich *muss* zu euch reden, damit ihr nicht das werdet, was ich geworden bin: Ein schlechter Mensch.»

«Du bist kein schlechter Mensch, Vater», schrie Roland. «Du bist ein guter Mensch, du bist der liebste Mensch, den es gibt.»

«Du glaubst das, aber so ist es nicht. Ich habe einmal, als ich jung war, etwas getan, von dem ich wusste, dass es nicht recht war. Ich sollte Soldat werden und wollte es nicht. Ich lief davon. Das ist vor dem Gesetz verboten. Ich habe auch später nicht gehandelt, wie ich hätte sollen. Ich habe auch gespielt, verloren, Geld geliehen und es nicht zurückgegeben, ohne mich zu schämen. Und jetzt werde ich verurteilt werden, weil ich . . . o Gott . . . weil ich Geld veruntreut habe. Darum muss ich in das Gefängnis und darf nicht bei euch bleiben.»

«Aber Vater, ich habe auch dem Lenz . . .», rief Roland.

«Kind, lass mich reden. In weniger als einer Stunde muss ich fort. Ich bitte euch inständig, dass ihr nie, nie etwas tut, was nicht recht ist. Ihr seht, wohin man kommt und wie ich vor euch stehen muss.»

Roland biss die Zähne zusammen, um nicht zu weinen und presste die Nägel in seine Faust, so leid tat ihm der Vater. Er gab sich Mühe, Haltung zu bewahren.

«Denkt an mich, wenn ihr etwas tun wollt, was nicht recht ist. Hört auf die Stimme, die es euch sagt, ob ihr dürft oder nicht. Wollt ihr mir das versprechen? Wollt ihr daran denken? Keinen Apfel sollt ihr nehmen, der nicht euch gehört, kein Geldstück, das ihr liegen seht, nichts. Euch nie gelüsten lassen. Immer nein sagen. Immer denken: Du darfst nicht. Versprecht ihr es?»

Beide nickten, und der Vater nahm ihre

lieben Bubenhände und legte die seine um sie.

Behaltet mich lieb, wenn ihr könnt.»

«Wir können, wir können, Vater!» schrien sie. Es klopfte.

«Othmar, der Wagen steht unten», rief Nini Möller von der Türe.

«Geh nicht, Vater! Bleib da, Vater!» Sie klammerten sich an ihn.

«Wenn du wieder kommst, helfe ich dir. Ich bin dann älter», sagte Roland.

Ruscht stand auf, und Roland und Walter nahmen jeder eine seiner Hände und führten ihn hinunter.

#### Fünfter Teil

In einer Gasse mit einmal schmalen und niedern, einmal hohen und engbrüstigen Häusern, die aussahen, als hätte ein ungeschicktes Kind sie aufgebaut, sass ein Mann am Fenster. Er schien sechzig Jahre alt zu sein. Nicht dass seine Haare weiss oder auch nur grau waren, sie waren aber kümmerlich und farblos aus Mangel an Lebenslust. Sie sahen erloschen aus. Alles an Othmar Ruscht sah so aus, ausgebrannt.

Die früher so scharfen Augen waren trübe geworden. Stirne, Mund und Hautfarbe waren verblichen und erinnerten an Ramschware, die lange dagelegen und nicht gekauft worden war. Die Kleider waren sauber, aus gutem Stoff, aber Glanz lag keiner darüber, weder der Glanz der Neuheit noch der Eleganz. Sie waren vor mehr als einem Jahr fertig gekauft worden.

Er stand auf und trug sein Bettzeug an die Sonne, die ungefähr eine Stunde lang zwischen den Häusern durchblinzelte. Darauf ging er in die Küche, nicht grösser als eine Schiffskabine, zündete das Gas an und stellte bläuliche Milch in einem verbeulten Kännchen über die kleine, schwächlich flackernde Flamme. Darauf kochte er Kaffee in einer altmodischen, aber bald gehorsam sprudelnden, dreibeinigen Messingkanne.

Nach wenig Minuten war alles bereit, und er stellte Kanne und Milchtöpfchen, Brot und Messer auf ein Brett, das offenbar der Stolz der Küche war mit seinen Lilien und Rosen. Kleine abgesprungene Farbflecken taten seiner Schönheit keinen Abbruch, denn Othmar Ruscht liebte es. Seinerzeit wurde seinen Kindern das Frühstück darauf so hingestellt.

Nachdem er gegessen — immer widerwillig, immer ohne Genuss — wusch er die Tassen auf, und darauf setzte er sich ans Fenster. Er hatte aber nicht vergessen, seinem Kanarienvogel, Herkules der Zweite, ein winziges Stückchen Zucker von dem seinen abzubrechen und dem Vögelchen, das mit seinem kleinen Schnabel gierig darnach haschte, anzubieten.

Herkules schmetterte in die Welt hinaus, dass er beinahe das ferne Donnern übertönte, und das Pfeifen des Windes, der sich an der scharfen Ecke des Nachbarhauses stiess.

Ruscht nahm seine Zeitung, um die er täglich mit den zehn Pfennigen kämpfte, die er dafür auszugeben hatte.

Er sass dann und las nicht. Alle Tage sass er so da. Es war nicht seiner Augen wegen, nicht wegen des grauen Stares, der sich eingestellt hatte.

Er gab sich Mühe, sich für das zu interessieren, was in dem Blatte stand. Aber es gelang ihm selten.

Menschen, die vom Schicksal da ange-

packt wurden, wo sie in guten Tagen ihren Halt gefunden hatten, denen ist zumute, als sei ihnen die Wirbelsäule gebrochen.

Alles ist scheinbar noch da, äusserlich merkt man nicht viel. Aber aufrecht stehen und zu Leben und Schicksal sagen: Nur zu, ich stelle meinen Mann, das können sie nicht mehr. Es ist im Grunde nichts anderes, als dass ihnen der Glaube an sich selbst verloren gegangen ist.

Und an nichts und niemand hatte Ruscht so fest geglaubt, wie an seine eigene Kraft, an seine Möglichkeiten, seine Geschicklichkeit im Finden von Freunden, an sein Wissen und seinen Willen. Und an seine lächelnde Verachtung der Mitmenschen.

Er kannte keinen kommenden Tag mehr. Er schaute nur rückwärts. Immer von neuem erlebte er Gefangenschaft und Entlassung. Nicht wie manches harmlose Dieblein, das fröhlich dem roten Haus mit den Gittern den Rücken kehrt, hatte er das Schloss der schweren Pforte hinter sich klirren hören.

Nicht wie die, die johlend im Stammlokal empfangen werden, als seien sie nur fortgegangen und nun wiedergekommen, ging er die Strasse entlang, die aus dem Gefängnis ins Leben führte.

Nein. Als einer, dem man Krone, Szepter und Land geraubt, kam Ruscht sich vor. Als einer, der darum kein Recht mehr hat, kaum zum täglichen Leben. Der kein Recht mehr hat auf Freude und Mut und Tatkraft und festen Willen. Das war alles aufgefressen worden von den zwei Jahren strenger Gefangenschaft. Der Hochmut, der ihm so lange erlebte, erlaubt hatte, sich über andere erhaben zu fühlen, hatte sich furchtbar gewandelt. Auch er war vielleicht nicht tot — wer kennt sich bis in diese Tiefen — aber er lebte mit gebrochenen Gliedern.

Besser, sagte sich Othmar Ruscht, besser, man forsche nicht darnach, und nehme sich für das, was man ist: Für ein Aas. Draussen tobte das Gewitter. Es blitzte und donnerte, über das lange Dach des nahen Museums lief ein Kugelblitz, rollte über den First und löste sich auf.

Hochauf spritzten auf dem Pflaster die grossen Tropfen, und niemand war in der Strasse zu sehen. Herkules schwieg geduckt. Ruscht, dessen Herz angegriffen war, atmete schwer.

Er hatte das Gefühl immer noch nicht verloren, dass er nicht zwei, sondern zehn Jahre gefangen gesessen und in Sträflingskleidern gearbeitet habe. Er hatte erst Rosshaar gezupft, dann weben gelernt. Alltags waren die Sträflinge in grossen Sälen untergebracht, je nach ihrer Arbeit. Ein Aufseher rügte jedes laute Wort. Man sass da in tiefstem Schweigen, in dem atembedrängenden Dunst aus Teer, saurem Schweiss und den vorgeschriebenen Desinfektionsmitteln, dem Geruch, den man nie vergisst, und unter allen Gerüchen herausfinden und erkennen würde.

Sonntags sass man im Vortragssaal, rund im Halbkreis, Zelle an Zelle, nebeneinander und übereinander gebaut, wie im Bienenstaat. Keiner sah den andern, keiner sprach oder flüsterte mit dem andern. Die Augen der Sträflinge waren alle strahlenförmig auf den Vortragenden gerichtet. Ruscht sah in wohl, hörte ihn auch reden, aber verstand ihn nicht, denn seine Ohren waren taub für alles, was nicht sein Vergehen, sein Unglück und seine Schande betraf.

(Fortsetzung folgt)